

SWR2 Musikstunde

Melancholia – Musikgeschichte eines Gefühls (2/5)

Folge 2: Teufelswerk oder Joy of Grief?

Von Sylvia Roth

Sendung vom: 12. Oktober 2021

Redaktion: Dr. Ulla Zierau

Produktion: SWR 2021

SWR2 können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören:

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Die SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...

Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

Um die Melancholie geht's diese Woche, kreative Kraft für die Musik – ich bin Sylvia Roth und freue mich, dass Sie dabei sind!

Vielleicht sitzen Sie beim Hören dieser Sendung am Küchentisch oder im Wohnzimmeressel – und vielleicht haben Sie dabei den Kopf in die Hand gestützt. Falls ja, dann haben Sie unwillkürlich die typische Haltung der Melancholiker eingenommen: Schon in alten ägyptischen Reliefs findet man den aufgestützten Kopf als *das* ikonografische Motiv der Melancholie, das sinnende, schwer in die Hand gesenkte Haupt. In Walther von der Vogelweides berühmtem Gedicht „Ich saß auf einem Steine“ etwa hockt das grübelnde Ich genau so da: „Es schmiegte sich in meine Hand, das Kinn und eine Wange“, heißt es im Text. Aber: Was hat es mit dieser Haltung auf sich? Signalisiert sie gute, gewinnbringende Kontemplation oder überflüssige, zermürbende Grübelei? Geht aus dem Sinnieren etwas Geniales hervor oder mündet es nur in krankhaften Leerlauf? Auf diesem schmalen Grat wandert die Melancholie seit jeher – und auch das kommt übrigens schon bei Walther von der Vogelweide zum Ausdruck: „Da dachte ich sorglich lange dem Weltlauf nach und irdischem Heil, doch wurde mir kein Rat zuteil.“

Ergebnislos bleibt die Grübelei also – und damit *uns* das nicht auch passiert, grooven wir uns jetzt erst mal musikalisch ein: Mit einer Runde Charleston – „My Melancholy Baby“, ein Klassiker des Jazz, gehottet von den Charleston Chasers!

M 01: Ernest M. Burnett:

My Melancholy Baby (2'25)

I: The Charleston Chasers

CD: Columbia, 1335-D, Schellack

Das mittelalterliche Christentum unterscheidet streng zwischen guter und schlechter Musik, soll heißen: zwischen himmlischen und höllischen Klängen. Die himmlische Musik lebt von Ordnung und Harmonie, hell und ausgeglichen kommt sie daher. Die höllische Musik hingegen ist chaotisch und dämonisch, voller Dissonanzen. Eine Musik, die täuschen will, verführen, verwirren – hinterrücks vom rechten Weg abbringen.

Gut oder Böse, Himmel oder Hölle – das ist im Mittelalter noch klar unterschieden. Die Melancholie gehört eindeutig zur bösen Seite, ja, sie gilt sogar als Todsünde. Mit ihrem ewigen Zweifel ignoriere sie die Schönheit der Welt und sei deshalb gotteslästerlich. Eine Querulantin, immer müsse sie alles in Frage stellen. Der Teufel stecke in ihr – ganz klar, dass Melancholiker von Dämonen besessen seien. Sie seien gesellschaftlicher Abschaum, nutzlos, träge, stumpfsinnig – und auch in Hans Sachsens „Gespräch der Philosophia mit eynem melancolischen jüngling“ rät die Philosophie, tunlichst die Finger von der Melancholie zu lassen ... Dominik Eisele liest.

M 02: Hans Sachs: Gespräch der Philosophia mit eynem melancolischen Jüngling (Auszug)

„Da sprach Philosophia: / Es ist melancolia,
Die dir so mancherley / Ein-bließ der phantasey,
Darmit die leut sie plagt, / Macht forchtsam, und verzagt.
Klein ding kan sie groß machen, / das einfeltig vierfachen.
Das kurtz das macht sie langk. / Wo sie nembt uber-schwank,
da wird der mensch betaubet / Unnd seiner sinn beraubet.
Auch etwan an dem endt / An sich selb legt sein hend.
Derhalb folg meynem rat! / Gieb fürbaß ihr nicht statt
Unnd fleuch all ihr ein-blasen!“

Hans Sachs fleucht das „Einblasen“ der melancholischen Phantasey, er widmet sich lieber dem Konkreten – etwa in einer Studie über *Nasen* der verschiedensten Art:

M 03: Hans Sachs / Orlando di Lasso:

Hört zu ein neu's Gedicht (3'45)

I: The King's Singers

CD: EMI, CDC 7 49158 2, 077774 915823, LC 00110

SWR M0075693 018

Statt melancholisch zu werden, beschwärmt der Nürnberger Hans Sachs lieber eine Nasen-Kollektion – gemeinsam mit Orlando di Lasso und den King's Singers. Doch ebenfalls in Nürnberg, vielleicht gar nicht so weit von Sachs' Schuhmacherei entfernt, tüftelt einer an einem differenzierteren Blick auf die Melancholie: Albrecht Dürer. Der schafft mit seinem Kupferstich „Melencolia I“ nicht nur ein Meisterwerk, sondern auch eine der berühmtesten Darstellungen der Melancholie überhaupt. Gustav Mahler hat eine Kopie davon in seinem Arbeitszimmer hängen – und Thomas Mann pinnt das Werk bei der Hauptfigur seines Doktor-Faustus-Romans übers Klavier, beim Komponisten Adrian Leverkühn.

Was ist auf Dürers Stich zu sehen? Eine Art Engel, eine Frauengestalt mit halb geöffneten Flügeln auf dem Rücken. Sie sitzt auf einer Steinstufe, ihren Kopf hat sie schwer in ihre Hand gestützt, (... da haben wir es wieder, das Motiv!) nachdenklich *richtet sie den Blick in die Ferne. In ihrem Schoß ruht zugeklappt ein Buch, neben ihr hockt ein dösender Putto, vor ihr liegt ein schlafender Hund. Nichts rührt sich, alles scheint gelähmt und ausgebremst. Um die Frau herum sind Werkzeuge verstreut: Hammer und Säge, Hobel und Lineal. Ein Globus verweist auf die Welt, ein Stundenglas auf die Vergänglichkeit.*

Man kann diesen faszinierenden Stich unendlich lange anschauen und immer etwas Neues darauf entdecken, nie endgültig schlau daraus werden. Ist Dürers Melancholia eine Gelehrte, die mit ihren Forschungen nicht weiterkommt? So, wie Doktor Faustus? Gut möglich. Das Gesicht der Melancholia ist schwarz von der schwarzen Galle – aber ihre Augen sind ganz hell und ganz hellwach. Offensichtlich besitzt sie die Klarheit der Erkenntnis – fühlt sich zugleich aber ohnmächtig, weil sie ihr Wissen nicht produktiv machen kann. Dürers Melancholie *begreift* die Welt, kann sie aber nicht ändern. Das ist ihr großer Zwiespalt, ihre Tragik.

Tragisch klingt auch das fünfstimmige Chanson, das Josquin Deprez gar nicht lange nach der Entstehung von Dürers Stich geschrieben hat. „Voller Trauer und Melancholie bin ich“, heißt es im Text. „Mein Leid wird immer größer, bis ich es nicht mehr tragen kann.“ Wir hören das Stück in einer Instrumentalversion für Bläserensemble:

M 04: Josquin Deprez:

Plaine de deuil et de mélancolye (2'00)

I: Ensemble Douce Mémoire

CD: Dorian Recordings, 0053479026125, LC 06439

SWR M0625369 004

Das Bläserensemble Douce Mémoire mit „Plaine de deuil et de mélancolye“ von Josquin Deprez, hier in der SWR2 Musikstunde.

Melancholie als Sünde, als teuflischer Dämon – so will es das Mittelalter. Die Renaissance aber sieht das ganz anders, in der Renaissance heißt es: Her mit der Melancholie – *vor allem in der Musik*. Denn die Musik will nicht länger brav die göttliche Ordnung repräsentieren, sie will subjektiver Ausdruck sein. Will Affekte darstellen, Emotionen. Aus der klar proportionierten Himmelsmusik brechen die Leidenschaften hervor – und wo Leidenschaft ist, da ist die Melancholie nicht weit.

Einen besonderen Zahn bei der Melancholisierung der Musik legen die Engländer vor: Auf der Insel bricht in der Elisabethanischen Ära eine regelrechte Melancholienmode aus. Man findet es schick, zu leiden, joy of grief, so das Zauberwort: Also die Lust am Schmerz. Süße Melancholie sei ein Genuss – *wobei man höllisch aufpassen muss mit der Dosierung. Das weiß zumindest Robert Burton in seinem Bestseller „The Anatomy of Melancholy“: Einem über tausend Seiten starken Wälzer über Melancholie – von Burton auch zur Zähmung seiner eigenen Schwermut geschrieben. Die sieht er nämlich nicht nur rosig – und hält deshalb ein paar gute Tipps bereit: Gemäßigtes Studieren helfe gegen zu viel Düsterei, regelmäßiger Aderlass, gute Gesellschaft, gern auch mal ein Gläschen Wein, vor allem aber helfe: Musik!* „Viele werden beim Anhören von Musik melancholisch“, so

Burton, „aber es ist eine *lustvolle* Melancholie, die so entsteht.“ Aha! Joy of grief – die Musik hat ihn also drauf!

Der britische Renaissance-Komponist Antony Holborne widmet sich der Melancholie in seiner Komposition „Image of Melancholy“: Eine Pavane, durchzogen von wehmütigen Dissonanzen – ein spürbarer, aber fein dosierter Schmerz. Joy of Grief eben.

M 05: Antony Holborne:

Image of Melancholy (4'20)

I: Musica Antiqua Köln, ML: Reinhard Goebel

CD: Vanguard Classics, 3351470991754, LC 00167

SWR 1985333-011

Musica Antiqua Köln mit Antony Holbornes „Image of Melancholy“.

In England grassiert die Melancholie so massiv, dass man in anderen Ländern sogar von english malady spricht, von englischer Krankheit. Das Wort Melancholisieren (melancholizing) taucht im Vokabular auf: Ein Synonym für Verben wie grübeln, unglücklich vor sich hin vegetieren, sich vergeblich sehnen. Shakespeare lässt mit Hamlet einen tief melancholischen Fürsten über die Bühne wanken. Und übrigens taucht auch der Begriff Spleen in dieser Zeit erstmals auf – benannt nach der Milz, also dem Sitz der Melancholie, auf Englisch: spleen ...

Der britische Melancholie-Trend findet seinen vollkommensten Ausdruck im: Lautenlied. Und der wichtigste Komponist des Lautenlieds? Na klar, John Dowland. Weil die Königin ihm, dem virtuosesten Lautenisten der Zeit, den Posten als Hofmusiker verweigert, badet er gern in Tränen. Er signiert Briefe mit Johannes Dolandi de Lacrimae, Johannes der Tränen. Schreibt Lautenstücke namens Lacrimae-Pavane, also Tränen-Pavane – und formt sie zu Liedern um mit dem Titel: „Flow my tears - Fließt, meine Tränen“. Semper Dowland, semper dolens, heißt ein weiteres Stück – immer Dowland, immer Schmerzen. Manchmal aber reicht's Dowland auch mit der Schwermut-Schwelgerei, dann fragt er sich: „Soll ich mich wirklich ganz der Verzweiflung und dem Kummer hingeben? Oder soll ich beweisen, dass ich noch Macht über mein Herz habe?“

M 06: John Dowland:

What if I never speed? (2'05)

I: Andrew King (Tenor), Anthony Rooley (Laute)

CD: L'Oiseau Lyre, 0 28945 25632 0, LC 00254

Der Tenor Andrew King mit einem Lautenlied von John Dowland, „What, if I never speed?“

Die englische Krankheit grassiert aber nicht nur in England – auch in Italien läuft die Melancholiemode über den Laufsteg der Musik. Hier heißt le dernier cri: Lamento. Eine Form voller Seufzermotive, voller Trauer und Melancholie. Aber auch eine neue Form des Gesangs – getränkt mit Affekten. Der Mensch als Individuum ist gefragt – als *fühlendes* Individuum. Das Ziel: muovere gli affetti, also die Gefühle bewegen, berühren. Und dafür entfaltet die Musik eine neue Direktheit und Offensivität: Seufzermotive, Dissonanzen, all das soll den Schmerz schüren und verschärfen. Ausdrücklich ist gewünscht, einmal voll ins Leid hineinzusinken, es durchzustehen – und dann gereinigt daraus hervorzugehen. Aristotelische Katharsis heißt das im Fachjargon, man kann aber auch einfach sagen: Wenn man sich erst mal ordentlich ausgeheult hat, sieht die Welt schon wieder ganz anders aus.

In Monteverdis Opern sind die Klagegesänge, die Lamenti, die zentralen Kernstücke. Und Monteverdi löst in der Tat ein wahres Lamento-Fieber aus – wir hören jetzt sein „Lamento della ninfa“: Eine Nymphe klagt über ihren Liebeskummer, ein paar Beobachter kommentieren das Geschehen und werden vor lauter Mitleid selbst ganz melancholisch. Die Musik ist gespickt mit Dissonanzen – da wird geseufzt, was das Zeug hält!

M 07: Claudio Monteverdi:

Lamento della ninfa (5'25)

I: Ann Murray (Mezzo), Philip Langridge und Kurt Equiluz (Tenöre), Rudolf Hartmann (Bass),
Concentus Musicus Wien, ML: Nicolaus Harnoncourt

CD: Teldec, 6 85738 93282 5, LC 06019

Monteverdis „Lamento della ninfa“, mit Ann Murray und dem Concentus Musicus Wien unter der Leitung von Nicolaus Harnoncourt.

Der Cheftheoretiker der italienischen Renaissance ist der Arzt und Philosoph Marsilio Ficino. Und der ist, Sie ahnen es schon: Schwer depressiv. In Briefen an seine Freunde klagt er über seine melancholischen Verstimmungen: „Ich weiß in diesen Zeiten sozusagen gar nicht, was ich will, vielleicht auch will ich gar nicht, was ich weiß, und will, was ich nicht weiß.“ Ein einziges Schlamassel – und schuld daran sei natürlich die schwarze Galle. Aber auch der Einfluss des Saturns – in dessen Zeichen sei er, Ficino, nämlich geboren. Zusätzlich verhängnisvoll: Geistige Arbeit! Schwarzgalligkeit sei ein typisches Berufsleiden der Intellektuellen, so Ficino: Deren Aktivität finde ausschließlich im Gehirn statt, im untätigen Körper dicke sich unterdessen munter die schwarze Galle ein. Zu Ficanos Zeit wird die Melancholie tatsächlich zum Markenzeichen der litterati: der Gebildeten und Geistesarbeiter.

Auf unseren melancholischen Marsilio Ficino geht übrigens auch der Begriff 'Stylus phantasticus' zurück – Sie erinnern sich? Gestern haben wir den bei Kuhnaus „Saul malinconico“ kennen gelernt. Und dieser stylus phantasticus treibt es bald immer wilder: In Toccaten und Ricercaren greift das ausschweifende Fantasieren um sich, Namen wie Capricci oder Stravaganze deuten auf allerlei launische Grenzüberschreitungen hin. Ordnung? Norm? Weg damit! Die „saturnische“ Seite der Musik verschafft sich Raum. „Diese Art zu komponieren besitzt den höchsten Grad an Freiheit und Absolutheit“, staunt der Musiktheoretiker Athanasius Kircher. „An nichts gebunden, weder an einen Text noch an ein vorgegebenes musikalisches Thema“.

Ein echter Kracher in der Karriere des Stylus phantasticus: Johann Sebastian Bachs „Chromatische Fantasie“. Fantasie und Fuge, Chaos und Ordnung treffen fulminant aufeinander. Im ersten Teil, dem Fantasie-Teil, entfaltet Bach ein fast manisches Rasen – unberechenbar, chaotisch, saturnisch, zwischendurch ins Melancholische driftend. Wunderbar lebendig interpretiert das Friedrich Gulda – denn der hat ja schließlich den Jazz im Leib ...

M 08: Johann Sebastian Bach:

Chromatische Fantasie und Fuge d-Moll BWV 903 (Blende bei 3'35)

I: Friedrich Gulda (Clavichord)

CD: Edel Kultur / Berlin Classics, 8 85470 01063 2, LC 06203

Ein Auszug aus Bachs Chromatischer Fantasie in d-Moll, Friedrich Gulda saß am Clavichord – in der SWR2 Musikstunde über Melancholie.

Immer systematischer erschließen sich die Komponisten die Melancholie, legen bestimmte Zutaten für melancholische Kompositionen fest: Bei den Tonarten sind natürlich die *dunklen* Tonarten gefragt – Johann Mattheson empfiehlt h-Moll und f-Moll für die „schwartzte / huelflose Melancholie“. Wichtig aber sind auch die Instrumente – am liebsten schattige, gedämpfte. Die *Gambe* etwa ist ein typisches Melancholieinstrument der Zeit, man schätzt sie sehr für Lamenti und Trauermusiken.

Besonders stark blüht die Gambenkultur in Frankreich – was den Engländern ihre Laute, ist den Franzosen ihre Gambe: Jean de Sainte-Colombe, einer der magischsten Gambenvirtuosen seiner Zeit, schreibt Trauermusiken auch ohne konkreten Anlass – etwa in seinem Stück „Tombeau Les Regrets“, einer musikalischen Reflexion über den Verlust. Nur für zwei Gamben komponiert, hört man darin Begräbnisglocken, den Ruf des Unterwelt-Bootsmanns Charon – und die Tränen der Hinterbliebenen, les pleurs. Die klingen so:

M 09: Jean de Sainte-Colombe:

4. Les pleurs aus: Concerto Nr. 44 für 2 Violoncelle 'Tombeau Les Regrets' (2'20)

I: Jordi Savall, Christophe Coin (Gamben)

CD: Auvidis-Valois, V4681, 3298490046814, LC 07496

SWR M0012105 012

Die Gambisten Jordi Savall und Christophe Coin mit den Tränen von Jean de Sainte-Colombe. Pädagogisch wertvoll endet diese Begräbnis-Komposition übrigens mit einem tröstenden, aufheiternden Moment: Das Konzert klingt nämlich mit der Freude derjenigen aus, die es ins Elysium geschafft haben.

Vielleicht sind ja die Gamben schuld daran, dass Liselotte von der Pfalz am französischen Königshaus so schwer melancholisch vor sich hindümpelt – obwohl sie das eigentlich gar nicht darf. Denn: Am Hof von Versailles (und an vielen anderen Höfen übrigens auch), darf nur der Herrscher sich Melancholie erlauben. Die Untertanen haben gefälligst fröhlich und ausgeglichen zu sein, und wenn das mal nicht klappt, können sie beim Hofnarren vorbeischaun – auch dafür ist der schließlich da. Doch je mehr Liselotte am französischen Hof ins Abseits gerät, je heftiger ihr Clinch mit der königlichen Mätresse Madame de Maintenon schwelt, desto weniger kommt sie gegen ihre Melancholie an: „Es ist gewiss, dass wenn das milz rast, daß man alsdann alles betrübter findet“, schreibt sie an ihre Vertraute, die Raugräfin Louise. (31.12. 1705) Und Jahre später, immer noch schwerstens schwermütig, räsoniert sie: „Meine krankheit ist nicht anderst als eine melancholische galle, so mich schier ganz verbrennt hat. (...) Nichts kann mich erfreuen; in dem fall kann ich sagen, daß es mit mir aus ist.“ (6.2.1721)

Arme Liselotte von der Pfalz. Ziemlich einsam war sie in ihren letzten Jahren – und dass die Einsamkeit eine enge Gefährtin der Melancholie ist, zeigt auch die deutsche Musik der Zeit. So etwa Johann Philipp Kriegers Gesang „Einsamkeit, du Qual der Herzen“:

M 10: Johann Philipp Krieger:

An die Einsamkeit (3'30) (je nach Zeit direkt mit Gesang rein bei 0'25)

I: Andreas Scholl (Gesang), Karl-Ernst Schröder (Laute)

CD: Harmonia Mundi France, 0794881317721, LC 07045

Der Countertenor Andreas Scholl mit dem Lied „An die Einsamkeit“ von Johann Philipp Krieger. Auch Krieger stammt, wie Hans Sachs und Albrecht Dürer, aus Nürnberg ...

Im Barock sind die Merkmale für die melancholische Musik zu richtigen Stereotypen geworden – das zeigt sich in Händels Oratorium „L'Allegro, il Penseroso ed il Moderato“. Die Freude und die

Melancholie begeben sich in den Boxring – Händel greift dafür auf zwei Gedichte von John Milton zurück, geschrieben zur Blütezeit der englischen Melancholie. Miltons Gedichte konfrontieren ein sanguinisches und ein melancholisches Gemüt – und dementsprechend lässt auch Händel *Gegensätze* aufeinanderprallen: Geselligkeit trifft auf Einsamkeit, Agilität auf Kontemplation, Tag auf Nacht, Lerche auf Nachtigall.

Und: Händel macht sich einen Spaß aus der Karikatur – die Freude öffnet den Stil der Melancholie nach und umgekehrt. Natürlich kennt Händel die Figurenlehre seiner Zeit bestens: Die schnellen, tänzerisch beschwingten Sätze mit lebhafter Melodik gehören dem Sanguiniker. Die Gesänge des Melancholikers hingegen sind eher getragen, stehen in Moll und neigen zu Seufzermotiven. Auch bei den Instrumenten unterscheidet Händel: Bei der Melancholie begleiten vor allem Streicher, bei der Freude gesellen sich auch Bläser dazu, bisweilen sogar helles Glockenspiel und strahlende Trompeten. In der folgenden Arie der Freude heißt es im Text: „Bring mir Witz und einen Spaß, der Sorgenfalten verspottet und ein Lachen, das sich beide Seiten hält.“ Und dieses Lachen ist denn auch deutlich zu hören ...

M 11a/b: Georg Friedrich Händel:

Tenor und Chor: Haste thee, nympe aus: L'Allegro, il Penseroso ed il Moderato (2'25)

I: Benjamin Hulett (Tenor), Collegium Cartusianum, Kölner Kammerchor, ML: Peter Neumann

CD: Carus / Koproduktion WDR, 83.395, LC 03989

Ein Lachen, das sich beide Seiten hält – hier mit dem Tenor Benjamin Hulett, dem Kölner Kammerchor und dem Collegium Cartusianum. Aber: Wer gewinnt denn nun Händels Kampf zwischen Freude und Melancholie? Der berühmte Dritte. In diesem Fall: Moderato, also die Gleichmut. Soll heißen: Das Ideal liegt in der *Mitte* zwischen Vergnügen und Nachdenklichkeit – aber diese Mitte: Wie findet man die denn? Tja ... Das ist und bleibt wohl die große Jackpot-Millionenfrage ...

Morgen werden wir erfahren, wie heftig die Aufklärung gegen die Melancholie agitiert und wie man in der Empfindsamkeit dann doch wieder einen Flirt mit der Schwermut riskiert. Ich verabschiede mich so, wie ich heute begonnen habe: Mit dem Jazz-Klassiker „My melancholy baby“, dieses Mal in einer Version von Dave Brubeck und dem Blues-Sänger Jimmy Rushing. Im Text heißt es: „Hör auf, melancholisch zu sein, my melancholy baby, du weißt doch: Jede Wolke hat auch einen Silberstreif.“ In diesem Sinne wünsche ich: Einen hellen Tag! Tschüss von Sylvia Roth.

M 12: Ernest M. Burnett:

My Melancholy Baby (4'00)

I: Dave Brubeck Quartet, feat. Jimmy Rushing

CD: Sony Classical, 0889853481323, LC 06868

Literatur

Bandmann, Günter: Melancholie und Musik. Ikonographische Studien, Köln 1960

Braun, Werner: Melancholie als musikalisches Thema, in: Die Sprache der Musik. Festschrift für Klaus Wolfgang Niemöller, hg. von Jobst Peter Fricke, Regensburg 1989

Clair, Jean (Hg.): Melancholie. Genie und Wahnsinn in der Kunst, Ausstellungskatalog der Neuen Nationalgalerie Berlin, 2006

Lepenies, Wolf: Melancholie und Gesellschaft, Frankfurt 1998

Lettgen, Daniel: „... und hat zu retten keine Kraft.“ Die Melancholie in der Musik, Mainz 2010

Schings, Hans-Jürgen: Melancholie und Aufklärung, Stuttgart 1997

Sillem, Peter (Hg.): Melancholie oder: Vom Glück, unglücklich zu sein. Ein Lesebuch, München 1997

Wald-Fuhrmann, Melanie: „Ein Mittel wider sich selbst“. Melancholie in der Instrumentalmusik um 1800, Kassel 2010